

321

## Die Bauern von Steig.

Roman von Alfred Suggenberger.

In diesem Abend hatte Christoffel vor dem Einschlafen ziemlich viel mit seinen lauten Gedanken zu tun. Wenn ich ein Gespräch mit ihm anknüpfen wollte, gab er mir ausweichend zu verstehen, daß er mich zwar gern habe, aber wenn die Gedanken da seien, könne er halt nichts dafür. Als Einleitung schimpfte er ein wenig auf den unbefannten Freier, der nach dem Abendessen wieder für kurze Zeit im Steinern Blah vorgespochen, aber bald mit ziemlich langem Gesicht seiner Wege gegangen war. „Vor dem seinen Augen könnte man zweihundert arme Seelen aufs Brot streichen, der würde nach wie vor von seinem Prämienvieh daheim erzählen. So einer ist das.“

Unversehens richtete er sich nun halbwegs in seinem Bette auf. Er schüttelte immer wieder den Kopf, lächelte innig vor sich hin und gab seiner zärtlichen Aufwallung endlich mit seinem Lieblingswort Ausdruck: „Märkwürdig!“

Hierauf traten in kurzen Absätzen noch einige weitere Gedanken zutage, die sich alle auf seine heutigen Erlebnisse beziehen mochten. „Wart Du, Amali! Du hast mich jetzt lang genug mit den Augen zum Narren gehabt, Dir glaub' ich schon gar nichts mehr. — Und dann die Hofer-Alwine! . . . Seit wann hast Du denn die Böpfe so aufgebunden? . . . Du — wenn noch einmal eine Sündflut käme, und wir zwei blieben ganz mutterseelenallein auf einer Insel! . . . Denk einmal! . . . Aber — so schaut doch einander nicht an! Tut doch nicht so, als ob Ihr alle samt und sonders Engelen wäret! Ihr wißt ja schon, daß man es weiß! . . .“

Mitten im Reden besann er sich auf etwas. „Ach — jetzt hätt' ich bald meine Feuersteinzettelchen vergessen!“ Er klaubte deren eine ganze Handvoll aus der Tasche seiner neben dem Bette hängenden Sonntagshose. „Ich habe gar nicht gewußt, daß es überhaupt so viele gelungene Verse auf der Welt gibt,“ sagte er. „Die kommen alle in die grüne Schachtel hinein, sie ist jetzt bald voll.“ Er sah sich die Zettelchen eins ums andere beim Schein der Kerze näher an, wobei er sie sich, da er etwas kurzfristig war, dicht vor die Augen halten mußte. Die winzigen Papierstreifen sahen in seinen Praxen ganz hilflos aus, doch behandelte er sie mit so liebevoller Zärtlichkeit, daß keinem etwas geschah. Einige der launigen Sprüche las er mit innigem Behagen vor. Er tat es nicht anders, ich mußte bei jedem einzelnen bestätigen, das sei nun wirklich der gelungenste, den ich bis jetzt gehört habe. Hierauf belehrte er mich jeweilen mit Genugtuung, das sei noch gar nichts, das beste komme erst. Es sei nämlich ein Vers dabei, den man ihm nicht um zwei Franken abkaufen könnte.

Endlich hatte er diesen Glückszettel herausgefunden und klebte ihn sorgfältig mit Speichel an der Bettlade über seinem Kopfkissen fest. „Ganz sicher, er ist extra für mich gemacht,“ brummelte er vergnüglich dabei. „Mich wundert bloß, wer das so genau von mir gewußt hat!“ Er las mir das Sprüchlein, nachdem er es aufgeklebt hatte, mit einem gewissen Pathos von der Bettlade vor:

„Bei Tag und Nacht und immer  
Lieb' ich die Frauenzimmer!“

„Dieses Sprüchlein bleibt da, so lang der Christoffel da bleibt,“ stellte er mit Nachdruck fest. Nachdem er die Kerze nach seiner Gewohnheit mit den Fingerspitzen ausgelöscht hatte, sagte er noch, indem er sich mit Umständlichkeit zurechtlegte und zum Schlafen ansickerte: „Es ist mir ganz gleichgültig, wenn mir einige den Ueberramen, Matli-Christoffel, angehängt haben. Ja, ich finde sogar, daß er zu meinem Aussehen paßt. Eines hab' ich jetzt für bestimmt herausgefunden: man weiß auf der Welt gar nicht, was man an den Mädchen hat.“

Margritte.

Zu meinem Erstaunen fing Christoffel von heute auf morgen an, auf mich eifersüchtig zu werden, ohne daß dies indes unserem guten Einvernehmen im geringsten Abbruch tat. Eines Morgens, während er mir beim Einspannen half, steckte er mir plötzlich im Flüsterton ein paar Worte ins

Ohr, wobei er sich zur Vorsicht die hohle Hand als einwandfreie Schutzwehr seitlich vor den Mund hielt: „Du — sie hat Dich heute beim Morgenessen zweimal angesehen! . . .“

Einige Tage darauf wollte er wieder eine noch beweiskräftigere Beobachtung gemacht haben. Er trat nachts, da ich schon am Einschlafen war, zu mir ans Bett, nicht ohne sich vorher durch zweimaliges behutsames Öffnen der Kammertür überzeugt zu haben, daß nicht etwa ein unberufener Lauscher um die Wege sei. „Es ist nämlich etwas von i h r,“ fing er äußerst geheimnisvoll an. „Ich könnte nicht schlafen, bevor ich Dir das gesagt habe.“ Indem er die Lippen dicht an mein Ohr legte, gab er endlich seine Neuigkeit zögernd in kurzen, unzusammenhängenden Sätzen preis. „Du! . . . Heute nachmittag . . . wir haben Kartoffelsäcke vom Wagen in den Vorkeller getragen. Immer Du die schweren und ich die leichten. — In der Nebenstube, hinter den zwei großen Geranienstöcken . . . ganz sicher! Wenn ich schon kurzfristig bin, in diesen Sachen hab' ich Augen wie ein Sperber! — Wegen mir hat sie nicht dort gestanden, kann mir keiner angeben. Und wegen den Säcken auch nicht.“

Ich lachte ihn weidlich aus. In Wirklichkeit aber, ohne daß ich es mir recht eingestand, bereiteten seine Andeutungen meinem Herzen ein kleines Fest.

Denn ich konnte es mir nicht verhehlen: während des täglichen, wenn auch kurzen Zusammenseins war es unvermerkt wieder stärker über mich gekommen, das klare, einfache Wesen Margritens leuchtete mir zuinnerst ein, so zwar, daß sie in meinem Denken neben anderen Mädchen nicht als ihresgleichen stand. In ihren Augen sah ich etwas eigenes, besonderes, gleichsam ein ernsthaftes Wissen vom Leben. Ich empfand ihre Nähe und Gegenwart immer wie ein liebes Geschenk. Jedem werdenden Tag sah ich mit heimlicher Neugier entgegen, jedem traute ich zu, daß er mir etwas sehr Liebes bringen könnte. Eine unverfälschte Freudigkeit, eine Lust zu hartem Schaffen und Streben erfüllte mich, wie noch nie, ich sah die Zukunft wie ein helles Land vor mir liegen.

Sehr stolz und glücklich war ich darüber, daß Margritte meinem kleinen Bücherchat Beachtung schenkte und sich einiges daraus leihen ließ. Ich stöberte auch in der hübschen Bibliothek, die der neue Lehrer Zimmermann im Schulhause eingerichtet hatte, nach mir besonders lieben Sachen, um ihr damit eine Freude zu bereiten, und es kam mir vor, als sei ich dadurch in ein ganz neues Verhältnis zu ihr gerückt.

Um diese Zeit fing ich an, einem Plane ernsthaft näherzutreten, den ich im vergangenen Winter flüchtig gefaßt, nachdem ich in Trüb der Aufführung eines kleinen Bauernschwankes beigezogen hatte. Ich wußte mir damals auf dem Heimwege immer wieder einzureden, daß ich so etwas mit einiger Mühe auch zustande bringen könnte. Doch hatte nachher die Arbeit des Alltags diesen Gedanken allmählich in den Sintergrund gedrängt. Jetzt klopfte er unversehens wieder an und ließ sich nicht mehr wegweisen. Denn heimlicherweise stand Margritte dahinter, ein bißchen neugierig, ein bißchen ungläubig: das möchte ich jetzt doch gerne sehen! . . .

Während des Schaffens auf dem Felde, in stillen Nachtstunden, aus denen ich den Schlaf hartnäckig wegbannte, erwoch ich mir die verschiedensten Einfälle und Möglichkeiten, ich ließ nicht eher nach, als bis ich mir das Spiel im Kopfe sauber ausgedacht und zurechtgelegt hatte. Und an einem stillen Sonntagnachmittag, während Christoffel den das erste mal glücklich verunglückten Besuch bei seiner Schwester in Zimmerwald ausführte, nicht ohne mir vor dem Weggehen unter Einschärfung äußerster Vorsicht sein Buch ansgehändig zu haben, machte ich mich kurzerhand an die Arbeit. Nach meinem unumstößlich festgelegten Plan mußte ein junger, etwas schüchtern Bauerntsohn, der um die Tochter eines reichen Betters werben sollte, die hübsche Magd, die ihm den Willkommenstrunk in dem fremden Hause aufstellt, für die ihm zuge dachte Braut halten und ihr in einer Anwandlung von Mut und Verliebtheit einen erfolgreichen Heiratsantrag machen. Nun war natürlich die ganze Sippchaft außer sich und der glückliche Bräutigam hatte die schwere Not, seinen Willen durchzusetzen.

Sowie ich nun aber anfing, meine Leute ihre Sprüche und Meinungen herjagen zu lassen, nicht etwa so, wie sie im täglichen Leben geredet hätten, sondern, was mir unerlässlich

## Malchen.

Von Wilhelm Hegele.

(Schluß.)

schien, in der richtigen Buchsprache, mußte ich zu meinem großen Aerger und Erstaunen die Beobachtung machen, daß sie sich wenig um meine getroffenen Anordnungen kümmerten, auch nicht um den Ausgang, den das Stück nehmen sollte, sondern nach ihrem Gutdünken und nach ihren eigensinnigen Einfällen die selbstverherrlichenden Gespräche miteinander führten, wobei sie sich unversehens des Maulkorbes entledigten, den ich ihnen mit der Schriftsprache umgebunden, und so redeten, wie ihnen der Schnabel gewachsen war.

Die Genußnahme hatte ich immerhin, daß sie wenigstens sprachen. Einer löste den andern ab, ja es konnte geschehen, daß zwei oder drei Figuren gleichzeitig zum Reden kommen wollten und ich die liebe Not hatte, ihr vorlautes Wesen im Zaum zu halten. Manchmal, wenn es mir schien, es komme einer auch gar zu oft an die Reihe, versuchte ich nachher, seine Worte billigkeitshalber einem anderen unterzuschieben, der nach meiner Meinung durch die Annahme seines Nebenmenschen zu kurz gekommen war. Doch kam ich dann beim Ueberlesen des Geschriebenen schnell zur Ueberzeugung, daß das nicht anging; denn der gleiche Satz, der dem einen gut anstand, kam mir im Munde des andern albern und lächerlich vor.

Am meisten ärgerte mich der zum Gelden auserwählte Bauernbursche, der im Familienrat unversehens mit dem Geständnis herausplatzte, daß er bereits in ein Mädchen aus der Nachbarschaft verliebt sei, von welcher Tatsache ich bis jetzt gar keine Kenntnis gehabt hatte. Aber es blieb mir keine Wahl, ich mußte sie hinnehmen, denn der Kerl ließ schlechterdings nicht mit sich markten; es war auch nicht aus der Welt zu schaffen, daß mir jetzt seine Mutter in fast noch heimtückischer Weise in den Rücken fiel und für ihren Sprößling Partei nahm, so daß ich nun durch diese beiden mein ganzes künstlich aufgerichtetes Gebäude über den Haufen geworfen und mich vor die Notwendigkeit gestellt sah, nach einer neuen Wendung und Verwicklung zu fahnden.

Während ich mich also in schwerer Not mit meinen papierenen Widersachern herumbalgte und zwischenhinein ein wenig in Christoffels Tabellenbuch blätterte, hörte ich plötzlich ein leises Klopfen an der Türe und war in nicht geringer Verlegenheit, beim Deffnen der Tochter des Hauses gegenüberzustehen. Sie versuchte ihrerseits, sich unbefangen zu stellen, aber es gelang ihr nicht ganz.

Ich müsse entschuldigen, sie habe eine kleine Bitte an mich. Nämlich wegen des Spruches, der hier am Hause gestanden habe, und der nun leider vom Maurer Nebmann überpflastert worden sei. Ob ich den nicht — früher einmal — abgezeichnet habe? Sie würde ihn gern einer Freundin zeigen, die unten auf Besuch sei.

Ich mußte leise vor mich hinstäubern. Ich hätte geglaubt, daß sie das längst vergessen habe, sagte ich. Ich wollte ihr aber die Zeichnung gleich dabei bei der Waise holen. Dabei bemerkte ich, daß sie nach dem Tischchen hinübersah, auf dem meine Schreiberei lag. „Die reine Studierstube“ meinte sie in halbem Scherzton. Was ich denn da mache?

Unsere Blicke lagen für eine Sekunde ineinander. Mir war, als wäre mir ein kleines Wunder geschehen. Ich hätte nicht über mich selber gestaunt, wenn ich jetzt ihre Hand genommen und meine Lippen darauf gedrückt hätte. Es wird mir heute, wenn ich daran denke, schwer, zu verstehen, warum ich es nicht getan habe. Sie hätte mir nicht gezürnt, ich weiß es. Ich wußte es in jenem Augenblick. Aber der Augenblick war schnell vorbei und ich war ein törichter Knabe. Gleich war alles zwischen uns wieder anders. Ihre klare Ruhe und Besonnenheit umgab sie wie ein unantastbares Gewand.

Ich brachte es nicht über mich, ihr auf ihre Frage irgend etwas anderes, als die Wahrheit zu sagen; daß ich einen Schwank habe zimmern wollen, daß aber alles den verkehrten Weg und in die Brüche gegangen sei.

„Vielleicht gelingt Dir's ein andermal besser,“ sagte sie, wie ich meinte ein wenig nebenhin, während sie schon leichten Fußes die Treppe hinunterglitt. Auf der letzten Stufe kehrte sie sich noch einmal flüchtig gegen mich um: „Wenn Dein Stück dann aber einmal fertig wird, will ich auch im Theater sein,“ scherzte sie und war weg.

Das kleine Erlebnis blühte noch immer wie ein lieber Traum in meinem Herzen fort, während ich eine Viertelstunde später mit dem zusammengeerollten, vergilbten Blatt in der Hand durchs Unterdorf hinabschritt. Die Zeichnung schien Margritte zu gefallen und ich hat sie, diese zu behalten; ich hätte sie ja eigentlich damals doch für sie gemacht. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Fräulein Lämmerhirt hatte ihr Taschentuch gegen die Augen gedrückt und schluchzte laut. Gerührt und nicht ohne ein gewisses Wohlgefühl betrachtete Renatus diese Wirkung seiner Worte. Bis dahin hatte er dumpf, mit aufgeschüttetem Kopf, seine Erzählung, nur durch mäßige Gesten der Linken belebend, vor sich hingegesprochen. Nun straffte er den Rücken und sprach freier, noch immer schmerz bewegt, doch mit erhobenem Blick.

„Die Lebende war mir verloren, um so feiter kammerte ich mich an die Tote. Ich trieb mit ihrem Andenken einen förmlichen Kultus. Sie wurde für mich der Inbegriff alles Hohen und Reinen, der wie ein Engel auf meine, ach, leider nicht schadenlose Existenz herab sah. Wenn Verstandlosigkeit des Publikums, wenn die elende Kritik, wenn die Kleinlichkeit meiner — einer gewissen Person, der ich im übrigen alle Achtung zolle, mich in meinem Lebenszentrum verwundete, dann flüchtete ich in Gedanken zu ihr, die mich geliebt hatte bis in den Tod, bis über den Tod hinaus.“

„Das hat sie! Das hat sie!“ beteuerte Fräulein Lämmerhirt. „Zwar es vergingen Jahre — Jahrzehnte, bis ich mich der Stätte, wo sie weilte, wieder nähern konnte. Aber als ich vor nunmehr sechs Jahren einen Gastspielantrag hierher bekam, da nahm ich unbedenklich an, trotz der lächerlich geringen Bedingungen. Ich spielte ihr zum ehrenden Gedächtnis. Unwiderstehlich trieb es mich damals zum Friedhof hin. Ein Totengraber zeigte mir ihr Grab. Ach, wie schlicht, wie schmutzlos lag es da! Ein verwittertes Holzkreuz auf dem Rasen. Weiter nichts. Ich ließ Blumen darauf pflanzen. Vergißmeinnicht, Immortellen. Und Rosen. Rosen, wie sie uns damals blühten. — Jahr für Jahr bin ich hierher zurückgekehrt. Das hiesige Publikum denkt in seiner Blödsinnigkeit, ich käme seiner schönen Augen wegen her. Blasphemie! Nur die Tote ist es, die mich ruft. Ich habe das Gefühl, sie sähe im Parkett: mein Malchen, wie damals. Und wenn die begeisterte Jugend mich am Ausgang erwartet, so ist mein erster Blick nach ihr, nach jenem teuren Schattenbild. — Das Honorar für meine hiesigen Gastspiele habe ich treulich gesammelt und jenes Marmorrelief machen lassen. Dort in der Nische. Morgen soll es enthüllt werden. Und ich hat den guten Pastor Schnaase, nachzuforschen, ob nicht vielleicht Verwandte der Verstorbenen vorhanden sind. Er versprach es mir. So ward mir das Vergnügen, Sie, mein liebes Fräulein, hier bei mir begrüßen zu dürfen. Und nun sagen Sie mir: in welchem Verwandtschaftsverhältnis stehen Sie zu der Toten?“

„Ach, Herr Fröhlich — Herr Renatus — ich —“

„Nun, nun, lassen Sie sich doch! Kommen Sie! Betrachten Sie erst einmal das Relief. Es ist von einem ersten Münchener Künstler.“

Er trat an die Nische, hob den Deckel auf und schlug dann mit einem raschen Griff die Tuchumhüllung zur Seite.

„Da ist sie! Sind diese Züge getreu dem Leben nachgebildet? Erkennen Sie die liebe Entschlafene wieder? Spricht sie zu Ihnen in ihrer ganzen Schönheit?“

„Ach, Herr Renatus,“ schluchzte das alte Fräulein. „So schön! So schön soll ich mal gewesen sein?“

„Was?“

„Und ich bin's ja doch! Ja, ja! Ich bin ja das tote Malchen.“

Renatus trat einen, zwei Schritte zurück. Sein Aussehen war in diesem Augenblick wirklich furchterregend. Er glich durchaus dem Franz Moor.

„Sie wären jene dort? Sie — Sie lebten noch?“

„Ja, ja wohl! Ich wollte ja sterben. Ich hatte mir schon Phosphorzündhölzchen gekauft. Zwei Schachteln voll. Und mir 'ne Brühe draus gemacht. Aber ich kriegte sie nicht 'nunter.“

„Oh! Oh!“

Renatus raffte einen Stuhl herbei, ließ sich darauf nieder und bedeckte sein abgewandtes Gesicht. Das tat er auf der Bühne immer in den großen, katastrophalen Momenten. So war es ihm zur Gewohnheit geworden. Dann aber richtete er sich auf:

„Der Hund von einem Kirchhofsdienster hat mir doch Ihr Grab gezeigt. Jahraus, jahrein hat er sich bezahlet lassen.“

„Es muß ein anderes gewesen sein. Es gibt ja so viele Lämmerhirts hier.“

„Oh! Oh! Vor welcher alten Bettel ihrem Grabe mag ich da gebetet haben!“

„Ach, Herr Renatus . . . freuen Sie sich denn nicht ein bißchen, daß ich noch lebe?“

„Nein! Nein! Mich freuen, wo mir ein Ideal zertrümmert ist! Gehen Sie! Gehen Sie! Ersparen Sie meinen Augen Ihren höhnlichen Anblick!“

Aber ehe noch das gekränkte Fräulein ihre Mantille umlegen konnte, klopfte es, und Herr Pastor Schnaase trat ein.

Er war ein erster, bescheidener Mann in mittleren Jahren, ein wenig zu großköpfig, um schlank zu sein, mit blondem Haupthaar und rötlichblondem Bart. Frei von allem Kanzelpathos, befehligte er sich eines schlichten, feiten Auftretens.

„Ich bin etwas später gekommen, als ich wollte. Aber ich denke, wenn zwei sich wiederfinden nach so langer Trennung, kann

die Gegenwart eines Dritten nur störend sein. Ich nehme an, Sie wissen —

„Ja, ja, ich weiß, Sie moderner Wandertäter,“ erwiderte Renatus bitter. „Oh, hätten Sie lieber die Tote ruhen lassen. Es tut nicht gut, glauben Sie, es tut nicht gut, heutzutage Tote zu erwecken.“

„Ich denke, die Sache ist für solche Scherze zu ernst.“  
„Scherz?! Wer treibt denn Scherz? Bin ich ein Postenreißer, daß Sie mich in eine solche Komödie hineinzerren?“

„Ich hoffe, das ist nicht Ihr dauernder Standpunkt. Lassen Sie mich die nötigen Aufklärungen geben. Als ich gestern aus dem Taufregister ersah, wer die vermeintliche Tote ist, habe ich mich sofort zu Fräulein Lämmerhirt begeben. Sie wissen vielleicht — oder nicht? —, daß Fräulein Lämmerhirt Aufnahme in einem Stift gefunden hat, für das ein untadeliger Lebenswandel Vorbedingung ist. Ich habe dem Fräulein auf den Kopf zugesagt, daß sie die Kuratoren grüßlich getäuscht hat, daß ich ihre Vergangenheit kenne. — Herr Professor, als christlicher Pfarrer wäre es eigentlich meine Pflicht, Sie aufzufordern, Ihre Verfehlung von damals durch eine späte Sühne wieder gutzumachen.“

„Was? Sie meinen —? Sollen Sie mich für geisteskrank?“

„Keineswegs. Ich weiß, daß man leider dem Leben Konzeptionen machen muß. Für eine Heirat dürfte es unter diesen Umständen zu spät sein. Aber Sie können auf andere Weise Ihren jugendlichen Fehltritt wieder gutmachen. Hat Fräulein Lämmerhirt Ihnen mitgeteilt, daß ihre Beziehungen nicht ohne Nachkommenschaft geblieben sind?“

„Nachkommenschaft?“

„Allerdings. Es ist wohl mehr die Schuld der Eltern als des Fräuleins selbst, daß dies bisher vor aller Welt geheim geblieben ist. Es lebt in dieser Stadt ein Mann, Herr Professor, der das Recht hat, Sie Vater zu nennen. Er lebt in sehr kümmerlichen Verhältnissen. Ich wende mich an Ihr Gewissen. Lassen Sie die zärtliche Teilnahme, die Sie fälschlich für eine Tote aufwandten, den Lebendigen zugut kommen! Ich habe Ihren Sohn herbeigekittelt. Ich denke, sein Anblick wird am ehesten Ihr Vaterherz rühren. Ich werde ihn jetzt rufen.“

Das alles hatte der Herr Pastor auf eine eigenförmlich bestimmte Weise geäußert. Nun ging er, ohne eine Antwort abzuwarten, zur Tür und rief:

„Herr Lämmerhirt, kommen Sie doch, bitte, mal herein.“

Renatus rollte die Augen, wühlte in seinen Haaren, zerrte an seinem Kragen, schritt dann auf das Fenster zu und riß es auf. Mit versträubten Armen, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, in der Haltung des ersten Napoleon, der düster seinem Schicksal trost, nahm er im Fensterrahmen Stellung.

Aber was sich nun über die Schwelle drängte, war so überwältigend, daß er seine heroische Pose vergaß und auf die Fensterbank zurückfiel.

Eine Frau von überquellender Leibesfülle, die ein Kind auf dem Arm, zwei an ihrer Schürze hatte, trat resolut zuerst ein. Hinterher stolperte ein Mann von ziemlich blödem Aussehen, der trotz seiner Länge und seiner Kanonenhüften wesentlich gegen sie abfiel. Aus seiner Seitentasche ragte eine kurze Pfeife hervor. An seiner Rechten führte er einen dickköpfigen kleinen Jungen.

Der Pastor schüttelte allen die Hand, die Frau riß dem Jungen die Mütze vom Kopf und wuschte ihm mit dem Schürzenzipfel die Nase ab. Die beiden älteren Kinder gingen auf Fräulein Lämmerhirt, dann auf Renatus zu und sagten der Reihe nach „Guten Tag“.

„Das ist recht, daß Sie gekommen sind.“

„Nun, mein Mann war ercht nicht zu bewegen, Herr Pastor. Aber ich hab ihn gejagt, wenn's der Herr Pastor doch sagt, müssen wir doch kommen. Der Herr Pastor wird schon wissen, wozu's gut ist.“

„Ich hoffe, es wird Ihr Schaden nicht sein. Der Herr Professor wünscht Sie kennen zu lernen.“

Pastor Schnaase wandte sich an Renatus und murmelte:

„Bitte, sehen Sie ihn an. Die Ähnlichkeit ist unverkennbar.“

„Wer sind diese . . .?“ stammelte Renatus.

„Ihre Enkel.“

„Daß ich nicht lache!“

„Wie geht's Ihnen denn, Herr Lämmerhirt?“

„Nun, 's macht sich. 's ist jetzt grad e bißchen hart mit der Arbeit.“

„'s muß eben gehn, Herr Pastor,“ fiel das Weib ein. „Man schlägt sich so kümmerlich durch — 's is ja nicht zu verdienen mit der Gärtnerei. Und die Kinder, Herr Pastor. Immer eens krank. Das is doch efo bei uns armen Leuten. Nu sind se ja grad emal alle aus'm Bette. Aber die Kleene hier, die war uns bald drantgeganga am Diphtheritis. Se is noch nich wieder so recht gesund. Und ich habe immer Angst, daß sie die andern noch ansteckt.“

„Diphtheritis?“ fragte Renatus. „Ich bitte Sie, Herr Pastor!“

„Ja. Ich hoffe, Sie werden etwas für sie tun. Nicht wahr, Sie werden sich Ihren Pflichten nicht entziehen.“

„Hier! Da!“

Er holte sein Portemonnaie hervor und nahm so viel Geld heraus, als er im Augenblick fassen konnte.

„Ich werde später weiter sorgen. Aber nun gehen Sie, bitte. Ich — ich bin am Ende. Das — das geht über meine Kraft! Neber meine Kraft! Gehen Sie, ich Hebe Sie an!“

Das Ehepaar und die Kinder wollten sich bedanken, Pastor

Schnaase noch etwas hinzufügen, Fräulein Lämmerhirt gerührten Abschied nehmen, aber Renatus streckte abwehrend die Hände aus und wiederholte nur immer: „Gehen Sie, bitte! Gehen Sie!“

Als das Zimmer leer war, stürzte er an seinen Nachtschiff und steckte sich eine Formaminttablette in den Mund. Dann blieb er vor dem Marmorrelief stehen.

„Du — du Betrügerin!“ höhnte er. „Oh, meine Ideale! Ich Großvater! Vierfacher Großvater! Wenn das meine Frau erjährt! Fort! Ich sage ab! Ich reise ab! Dies Lauseneß sieht mich nicht wieder.“

## Die Elektrizität als Lastarbeiter.

Seit Jahrzehnten ist man mit besonderem Eifer damit beschäftigt gewesen, Maschinen zum Heben von Lasten und für den Transport von Gütern zu konstruieren. In großer Zahl sind aber Kräne und Transportbänder erst in die Fabrikbetriebe und zahllose andere Arbeitsstätten eingebracht, nachdem der Elektromotor für diese Art der Kraftleistung dienstbar gemacht worden war. Heute beherrscht der Kran die Welt. Überall, wo es etwas zu heben gibt oder geben könnte, hängt die fahrbare Kette von der Decke herab. Es gibt zierliche Miniaturkräne und solche für 50 000 Kilogramm Nutzlast. Alle aber arbeiten sie bei elektrischem Antrieb mit der gleichen Sicherheit und Akkuratess.

Die vorzügliche Lenkbarkeit der Kräne wird insbesondere erreicht durch die trefflichen Steuermechanismen, die dafür konstruiert worden sind. Da sitzt der Führer in seinem kleinen lustigen Häuschen am Kran hoch droben über allem Getriebe der Werkstat. Es ist oft eine ganz gewaltige Maschine, die er zu beherrschen hat. Drei Bewegungen kann er mit dem Kran vollführen. Er kann das Krangerüst selbst hin und her fahren, die Laufstake nach beiden Seiten hin dirigieren und den Haken hinauf und hinab steigen lassen. Alle diese Bewegungen erreicht der Mann durch leichtes Drehen von Hebeln. Bei den ganz modernen Kränen ist insbesondere der Steuermechanismus für die Bewegungen von Laufstake und Haken sehr fein durchgebildet. Der Kranführer hat hier das Gefühl, daß er durch den Druck seiner Hand direkt Einfluß auf die Bewegung des Hakens nimmt, daß er selbst ohne Zwischenschaltung einer Maschine die Last von mehreren tausend Kilogramm hebt und verschiebt. Er gewinnt dadurch eine große Sicherheit in der Steuerung und kann niemals durch falschen Hebelndruck einen Fehler machen. Dieser Effekt wird dadurch erreicht, daß die gesamte Steuerung von Kranstake und Kette in einen einzigen Hebel gelegt ist und daß dieser Hebel immer im Richtungsinn der Lastbewegung verschoben wird.

Dieser Universalhebelmechanismus besitzt einen kräftigen Griff, der nach oben und unten, nach rechts und links bewegt werden kann. Der Schaltorganismus selbst besteht aus zwei getrennten Kästen. Links befindet sich die Steuerung für das Verschieben der Laufstake, rechts ist der Schalter für den Hubmotor untergebracht. Beide Organismen aber werden durch einen und denselben Hebel beeinflusst. Mit dessen Hilfe kann man jeden der beiden Motoren einzeln, man kann sie aber auch beide gleichzeitig laufen lassen, so daß zugleich mit dem Heben der Last eine Verschiebung stattfindet.

Der an die Apparate des rechtsstehenden Steuerkastens angegeschlossene Motor wird durch Auf- und Abwärtsbewegung des Führungshebels beeinflusst. Wenn man den von links aus steuerbaren Motor betätigen will, muß der Hebel nach rechts und links verschoben werden. Beide Bewegungen sind vollkommen unabhängig voneinander. Drückt man den Schallhebel in die Höhe, so steigt die Kette des Krans empor; neigt man den Hebel nach unten, so senkt sich die Last. Eine Verschiebung des Steuergriffs nach rechts bringt eine Bewegung der Laufstake im gleichen Sinne hervor; dasselbe vollzieht sich bei der Linksverschiebung. Die Bewegungen des Hebels und der Last sind immer identisch, so daß für die Sinne des Führers der vorher erwähnte Effekt entsteht. Man kann sich denken, daß bei dieser vortrefflichen Anordnung ein Fehlgriff an der Kransteuerung ausgeschlossen ist, der ja bei schweren Lasten die schlimmsten Folgen haben kann. Bei diesen modernen Kranhaltern braucht der Führer nicht jedesmal die vorzunehmende Maßnahme zu überlegen; er folgt nur seinem gesunden Menschenverstand und wird dann immer die richtige Bewegung treffen.

Bei der allermodernsten Art der elektrischen Kräne aber ist ein Haken überhaupt nicht mehr zu erblicken. Diese Maschine ist imstande, ohne sichtbaren Greifapparat und ohne Mitwirkung des Menschen durch eine geheime Kraft, die ihr innewohnt, eiserne Lasten aufzuheben und fortzuschaffen. Diese Art der Kräne wird an häufigsten zum Fortbewegen solcher Eisenstücke benutzt, die man wegen ihrer rauhen Kanten und der großartigen Rauhheit nicht gut mit den Händen anfassen kann. Insbesondere kommen hierfür die Masseln in Betracht, die großen Stücke, die vom Hochofen her direkt in Sand ausgegossen werden. Ihre Oberfläche ist voll kleiner Spitzen und Nadeln, die jede Berührung verbieten.

Wenn man die Masseln in die Wiegerei schaffen will, so kommt ein Kran angefahren, dessen Kette in eine runde Eisenplatte endet. Deren untere Fläche ist vollkommen glatt. Doch wenn diese zum Anklammern anscheinend sehr ungeeignete Scheibe bis auf eine kurze Entfernung über die Eisenstücke hinabgelassen ist, so springen diese lustig zu ihr empor und bleiben an der glatten Platte ganz fest haften. Ja, die Leidenschaft, dort nach oben zu kommen, ist

so groß, daß die Stübe, die auf der Scheibe selbst keine Platz mehr finden, die dort hängenden Eisenstücke zu verdrängen suchen und, wenn das durchaus nicht geht, sich schließlich mit einer schmalen Eise an diese anheften. Die geheimnisvolle Macht, die das Eisen hier anlockt wie der Köder den Fisch, ist der Magnetismus. Die glatte Unterseite der Scheibe am Kran ist nichts anderes als der eine Pol eines sehr kräftigen Elektromagneten. Der hält nun, solange sein Strom eingeschaltet ist, die Masseln fest, und nimmt sie auf der Bahn des Krans eine Strecke weit mit, bis der Wärter durch Drücken auf einen Hebel den Strom abschaltet. Dann erlischt die Liebe zwischen Platte und Eisenstücken genau so rasch wie sie entstanden ist, und die Masseln fallen herunter.

Die Elektrizität, bei Kränen angewendet, macht es dem Menschen so bequem, große Lasten zu transportieren, daß die weite Verbreitung solcher Apparate nicht erstaunlich ist. Durch grausam gepreßte Pferde die beladenen Wagen aus den tiefen Baugruben emporziehen zu lassen, einen großen Ziegelehn durch ein Duzend Arbeiter in tagelanger Tätigkeit entladen und die am Lagerplatz ankommende Kohle in Säcke füllen zu lassen, die gebogene Männer langsam davontragen — all das sind veraltete Beförderungsmittel.

## Kleines feuilleton.

Von Henrik Ibsen, dem Kinderfreunde. Von Kristianias schlichten Hovedbanegaard zieht der Schienenstrang, der hinauf ins Waldersland führt, in weitem Bogen um die letzten Holzhäuser von Baaleengen, um dann nordwärts den Bergen zuzuföhren. Schwerfällig leucht die Maschine bergan. Am Fuße des Gressenaasen liegt die im Norden so berühmte Heilanstalt Gressen. Und hier, oben am Gang, ragt, auf blumiger Wiese, den Rücken an den schützenden Ficht gelehnt, jenes schmucke kleine nordische Landhaus, in dessen Umgebung Henrik Ibsen seinen John Gabriel Borkman entwarf. Auf die Veranda dieses Berghäuschens und in seine traumlichen Räume führen uns die Ibsen-erinnerungen, die Volette Sontum, die Tochter von Ibsens langjährigem Freunde und Arzt, jetzt in einer amerikanischen Literaturzeitschrift veröffentlicht.

Es sind die Erinnerungen eines Kindes, eines jungen Mädchens. Sie zeigen den greisen, schon dem Tode nahen einsamen Alten in Verklüftung mit der kindlichen Welt der Kleinen, die ihren „alten Doktor“ überleben sollten. Denn bei den Kleinen hieß der greise Magus nicht anders als vertraulich „der alte Doktor“, und die übermütige Jugend mag ihm manche Rolle aufgezwungen haben, die ihn von Natur nicht sonderlich lag. Es ist etwas Mührendes um den greisen Menschengestalt, der so gar nicht, aber auch so gar nicht mit Kindern umzugehen wußte und sich doch immer wieder mit Lammgeduld bemühte, vor den Kleinen den ihm angeborenen herben spröden Ernst seines Wesens zu überwinden, um mit den Kindern kindlich zu sein. Man hat den dramatischen Regisseur den nordischen Puppenpieler genannt: hier draußen im stillen Gressen, bei den Sontumkindern, wird er es dem einfachsten Sinne des Wortes nach. Volette erzählt uns, wie einst bei seinem Besuche der Vater noch mit einem Patienten beschäftigt, die Mutter abgerufen ist und der alte Ibsen mit den Kindern allein im Salon bleibt. „Wir fühlten dunkel die Verpflichtung, unsern Gast zu unterhalten. Und schleunigst fragt meine jüngere kleine Schwester: „Möchtest Du nicht mit unsern Puppen spielen?“ Ibsen zog die buschigen Brauen zusammen; aber im nächsten Augenblick war er bereit, und er schaute so ernst drein, als gelte es eine höchst wichtige und schwierige Aufgabe.“ Und schwierig mag für den Alten diese ungewohnte Aufgabe auch gewesen sein, denn die kleine Ellen schleifte an Puppen herbei, was Truhen und Spielschränke bargen, große Puppen, kleine Puppen, Puppen mit Kopf und Puppen ohne Kopf. Der ganze Berg wird ohne weiteres auf den Saof des geduldigen Ibsen deponiert, und während er mühschenstill hält, um ja keinem dieser Puppenmädchen zu weh zu tun, erklärt ihm Klein-Ellen alle Namen und Charaktereigenschaften, die der „Alte Doktor“ sich genau merken muß. Weiter, die schlimmste von allen, ein Kopf und heinklofer Ueberrest einer einst blühend gesunden Puppenschönheit und jetzt natürlich Klein-Ellens Liebling, muß einen besonders günstigen Ehrenplatz auf Ibsens Antie erhalten; und dann beginnt Ibsens Aufgabe: er muß sämtliche Puppen reiten, traben und fahren lassen. Als Dr. Sontum ins Zimmer trat, war er nicht wenig erstaunt, als er den weißhaarigen Schöpfer des „Puppenheims“ mit grabitatischem Eifer damit beschäftigt fand, die Puppenarmee seiner Töchter auf den Knien reiten zu lassen.

Ellen Sontum war drei Jahre alt, als sie Ibsen „lernen lernte“. Sie kam mit ihrer Mutter eines Nachmittags zu Frau Ibsen auf Besuch. Dabei hat sie soviel von Ibsen gehört, daß sie den „großen Mann“ sehen will. Während die Frauen plaudern, sitzt Ibsen wie immer einsam in seiner Studierstube und arbeitet. Klein-Ellen wird das Gespräch der Frauen zu langweilig, so zieht sie unbemerkt auf Abentener aus und will den „großen Mann“ auf eigene Faust entdecken. Sie kommt auch richtig auf sein Zimmer, bleibt starr stehen, starrt Ibsen mit fassungsloser Enttäuschung an und sagt schließlich kopfschüttelnd: „Ach, also Du bist der große

Mann!“ Ibsen amüsiert sich köstlich und als Trost für die Enttäuschung führt er die Kleine durch sein Arbeitszimmer, zeigt ihr seine Bücher und „da er nie wußte, wie er Kinder behandeln und was man ihnen geben soll, gab er ihr — Mostwein zu trinken.“ Als Klein-Ellen eine Weile danach wieder bei der Mutter erschien, leuchteten ihre Augen verdächtig und strahlend erklärte sie: „Ach, es war so hübsch bei dem kleinen guten Mann da drinnen!“

Im Herbst 1904 sah Volette Ibsen zum letztenmal. Die Kindertage waren dahin. Sie zog nach Amerika, um an der Carnegie-Bibliothekschule zu studieren; als sie von Ibsen Abschied nahm, lagen über ihm bereits des nahenden Todes Schatten. „Er war sehr verändert, so weich und ach, so klein. Die Schultern, die er sonst stolz trug, waren schmerzlich eingesunken und sein Löwenhaupt war so klein geworden, daß es nur noch das leuchtende Feuer der Augen zu bergen schien. Es schien ihn zu quälen, kein Gespräch mehr führen zu können. Aber er erkannte mich doch, als ich eintrat, lächelte, gewann wieder auf einige Augenblicke Teilnahme und erkundigte sich nach allen Einzelheiten meiner amerikanischen Pläne.“ Von den Bibliotheken Americas sprach er, sah dann lange sinnend vor sich hin und meinte schließlich leise: „Es muß ein großes Land sein — mit großen Möglichkeiten.“ Zweimal wiederholte er das mit in die Ferne gewandtem Blick. Und still fügte er hinzu: „Aber es scheint so fern, so fern . . .“

## Kulturgegeschichtliches.

Aus den Familienarchiven der Freiherren von Gardenberg. Christoph von Gardenberg, ein Vorfahre des aus der Zeit der Freiheitskriege berühmten, vielgenannten Ministers, erlebte, als er Stadthalter von Wolfersbüttel war, an seine Diener am 10. März 1666 folgende „Hofordnung, wonach es Se. Excellenz, der Herr Stadthalter, gehalten wissen will.“ Sie beginnt mit der Erklärung an seine Diener, daß sie allesamt grobe, ungehobelte, dumme und unachtsame Kerle wären, denen er nun mit folgenden Lebens- und Sittenregeln väterlich an die Hand gehen, sogleich aber auf jede Uebertretung den gehörigen Trunp fuchen wolle. Wer also, zum Beispiel, nichts aus der Predigt behält, soll wie ein Hund, auf der Erde liegend, sein Mittagsbrot fressen. Wer flucht, eine Stunde lang mit bloßen Knien auf einem scharf gehobelten Breite knien. Wer das heilige Abendmahl, wenn es ihm angesagt wird, daselbe zu empfangen, verjäumt, soll mit schwerem Gewicht belastet auf dem Esel reiten, oder auch, nach Umständen, die Peitsche erhalten. Hausdieben wird der Galgen versprochen. Wer in Briefe gukt, wenn sie auch offen daliegen, soll drei Tage hintereinander die Bastonnade erhalten und als infam fortgejagt werden. Wer die Zeit verschläft, dem sollen zwei seiner Kameraden die Hosen glatt anziehen und ihm jeder sechs Hiebe geben. . . Die Speisen sind in guter Ordnung, ohne etwas zu verschütten, aufzutragen, die Schüsseln mit Reuerenz wieder abzunehmen. Wer aber nraht, und Nase, Maul und Finger in allen Schüsseln hat, soll gezwungen werden, zur Vertreibung seines Appetites heiße und brennende Speisen zu fressen. Jeder ist schuldig, auf erhaltenen Befehl mit einer Reuerenz hervorzutreten und deutlich und laut das Tischgebet zu sprechen. Wer stotzt, empfängt sechs spanische Nasenstücker. So einer mit ungewaschenen Händen aufwartet, soll sich geben, als wenn er sich wäscht, während einer ihm Wasser auf die Hände gießt, ein anderer aber sie ihm mit zwei scharfen Nuten so lange abtrocknet, bis sie wohl bluten. Desgleichen, wer ungeschämmt aufwartet, solcher soll im Stall mit dem Pferddekampel, in harter Aufsehung des Hofmeisters, tüchtig gestampelt werden. Das Tischuch ist in einem Wurf überzubreiten, jeder Teller mit einer Serviette zu belegen, das Salzfaß mit reinem Salz zu versehen. Wenn es Zeit ist, sind die Lichter anzuzünden und fleißig, jedesmal beim Platz des Vornehmsten anzufangen, zu schnuppen. Zuletzt wird das Tischuch manierlich wieder abgenommen und mit einer Reuerenz abgetragen, bei Pön sechs italienischer Nasenstücker. Wer sich mit ins Gespräch mischt oder grümt, soll aufblasen, wer laut lacht, vier Knipzchen auf die Finger empfangen. Wer ein Glas übervoll einsetzt und es dann mit seinem eigenen Mault abtrinkt, erhält zwanzig Hiebe nach der Peitschenordnung. Wer unreine Gläser präsentiert, kann wählen zwischen vier Ohrfeigen oder sechs Nasenstückern. Nach Tisch wird jedem Gast ein Handwasser mit Reuerenz dargereicht. Dieweil es auch ein schandloses und unleidentliches Werk sei, wo die Bedienten langsam äßen, so soll denen, die länger als eine Viertelstunde damit zubringen, das Essen vor dem Mault weggenommen werden. Wer die vorgeordneten Speisen nicht essen will, jastet dann die folgenden 24 Stunden ganz und gar. Sofern der Stadthalter einem Bedienten etwas befiehlt, und dieser läßt sich begehnen, es wieder einem anderen zu befehlen, so soll er von dem, welchem er befohlen, vier Ohrfeigen empfangen, dem anderen aber für seine Mühe sechs Ohrfeigen wieder werden. Die Vergehungen der Stalleute werden mit Satteltrapp geahndet. Wer mit jämmerigen und zerrissenen Stiefeln aufwartet, wird Stiefelruten gejagt. Laufige und räudige Kerle sollen ohne Bett und Decke schlafen, am Ende gar davongejagt werden. Haben sich zwei geprügelt; so sollen sie ihre Sache noch einmal mit Stecken sechtend in Gegenwart des Hofmeisters ausmachen, und wer den anderen schont, Prügel erhalten. Wer ohne Erlaubnis ausgeht oder gegen den Herrn murret, hat nach Umständen Peitsche, Kette und Pfahl zu erwarten. Jedes Spiel ist ganz und gar untertägt. . .